

KLAUS DREESSEN

Hitler – wie lange noch?



Zum Autor:

Klaus Dreessen studierte Volkswirtschaft in Münster und Hamburg und promovierte mit einem Thema über die DDR (erschienen 1973 bei J.C.B. Mohr, Tübingen). Er ist Autor mehrerer Sachbücher und befasst sich seit vielen Jahren mit der Frage nach den Ursachen des deutschen Sonderwegs in der Geschichte. Wie schon in seinem ersten Buch mit dem Titel Spurensuche - auf der Fährte zum deutschen Sonderweg geht der Autor auch hier der Frage nach der geschichtlichen Identität Deutschlands nach. Klaus Dreessen gehört keiner politischen Partei oder Gruppierung an. Er schreibt für ein breites Publikum, das sich dafür interessiert, weshalb Deutschland heute da steht, wo es steht, weshalb es siebenzig Jahre nach Kriegsende immer noch als ein von Neurosen geplagtes Volk ist. Auch dieses Buch ist keine trockene Kost für Historiker, sondern eine überaus spannende, unterhaltsam geschriebene und lehrreiche Erzählung der Geschichte und zugleich eine Aufzeichnung von guten Gründen, die es nahelegen, im Vertrauen auf eine grundsolide, tausendjährige deutsche Geschichte neurotische Anwendungen ad acta zu legen und den notwendigen Schritt in die erlösende Normalität zu tun.

Inhalt

Sultan Mehmed der Prächtige und Louis der
Allerherrlichste

Ein christlicher Orden als Keimzelle Preußens

Die Hanse – erste nichtstaatliche Organisation und
Großmacht

Vom Ritterstaat im Land der Pruzzen zum Herzogtum
Preußen

Friedrich der Große verlässt den heiligen deutschen
Sonderweg

Preußens Desinteresse am Kampf um eine Vormacht an
der Ostsee

Die Französische Revolution gebiert Chaos, Krieg und
Diktatur

Die „gänzliche Abwesenheit eines deutschen
Nationalgeistes“

Napoleon schleppt Krieg und französisches Chaos nach
Europa

Der Wiener Kongress bleibt im Sumpf des Alten stecken

Die Deutschen träumen

Jetzt geht ein Ruf wie Donnerhall

Zwei Revolutionen entwurzeln die Menschen in Europa

Allmächtige Masterpläne für die Entwicklung der
Menschheit

Allmachtswahn vergiftet die Geister

Herrscher von gestern mit den Waffen von morgen

Britische Beklemmungen und Ängste
Blind rennen alle ins Verderben
Ein Kampf deutscher Kultur gegen europäische
Zivilisation?
Die Presse lügt wie gedruckt
Wer beendet den Wahnsinn?
Vom Krieg in den Bürgerkrieg
Frieden als Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln
Ein Bumerang aus dem Osten fliegt zurück ins Reich
Verschnaufpause in den Goldenen Zwanzigern
Roter Faschismus in Moskau
„In Goldman Sachs we trust“
Ein giftiges Biotop für einen kriminellen Psychopathen
Hitler und die minderjährigen Mädchen
Die Jagd des Psychopathen nach Endorphinen
Der Irrsinn im Kopf entspricht dem Irrsinn im Land
Das Volk spurt und kommt unter die Räder
Die Morde Stalins beflügeln Hitlers Aufstieg
Eine Jugend ohne Perspektive
Der Psychopath nimmt Platz im Cockpit des Reiches
Er fackelt nicht lange – erster Blitzkrieg gegen das
eigene Volk
Jugend wehrt sich
Pseudowissenschaftliche Komplizenschaft im
Rassenwahn
Die Reichskristallnacht – ein gezielter Überfall zur
Geldbeschaffung
Die Kirche und der Fall Reuchlin
Völkermord als Heldentat – und Staatsgeheimnis

Der Untergang des braunen Faschisten und seine Folgen
Fischers Fritz fischte im Trüben
1968 mit blinder Wut zur reinen Wahrheit
Die Divisionen des Papstes und der Untergang des
Roten Faschismus
Mit dem Mut der Protestanten
Der Bankrott der Bonzen
Krisenmanagement der Hilflosen
Aufräumen im Osten ohne Schuldzuweisungen
Aufräumen im Westen mit falschen Schuldzuweisungen
Wenn alle Schwäne weiß sein müssen
Christliche Bürger schützten jüdische Bürger
Der Fall Wilhelmine Berenskötter und andere
Der deutsche Sonderweg als Betriebsunfall von 1871?
Mit der Hypermoral auf einen neuen deutschen
Sonderweg
„Wir sind das Volk“ und „Wir schaffen das“
Hoffnung auf Frischluft im Augiasstall der Historiker
Die Wiederkehr der Pädophilen
Ein Blick auf unsere Flüchtlinge
Literatur

Sultan Mehmed der Prächtige und Louis der Allerherrlichste

Nach der völligen Zerstörung Deutschlands im Dreißigjährigen Krieg hätte sich für Frankreich die Möglichkeit geboten, endlich die seit langem angestrebte Rolle der Führungsmacht in Europa zu übernehmen. Aber Frankreich nutzte diese Chance nicht. Das Land hatte auch keinerlei Erfahrung im Umgang mit einem Gebilde wie dem Heiligen Römischen Reich. Ihm fehlte das Sensorium für das komplizierte Zurückstecken eigener Interessen gegenüber dem europäischen großen Ganzen. Und es hatte schon bald einen König, der ganz besonders wenig in der Lage war, sich in diese Regelmechanismen einer Reichsidee hinein zu denken oder wenigstens zu fühlen. Er hatte davon offensichtlich nicht einmal eine Ahnung. Anstatt das ganze Deutschland, das zerschlagen an seiner Seite am Boden lag, für sich einzunehmen – nicht zu vereinnahmen – und ihm und auch den anderen europäischen Staaten das Gefühl zu vermitteln, mit ihren Lebensinteressen gut bei Frankreich aufgehoben zu sein, insbesondere den Deutschen den Phantomschmerz einer nochmals geschwächten Reichsführung zu nehmen und ihnen möglicherweise sogar das Gefühl zu vermitteln, von Paris aus besser koordiniert zu werden als zuvor von Wien, anstatt also den ganzen, großen deutschen Kuchen in loser Form an sich zu binden, wollte Ludwig XIV die kleine Rheinpfalz – und nicht nur diese – fest und dauerhaft seinem Reich einverleiben. Und so galoppierte er, der Sonnenkönig, der von sich selber sagte *„Die Leidenschaft für den Ruhm hat in Meiner Seele gewiss*

den Vorrang vor allen anderen“, sein Leben lang in die Vorgärten anderer europäischer Staaten und Völker mit der Behauptung, sie gehörten alle ihm, und er mehrte diesen seinen Ruhm auf Kosten seiner Nachbarn und letztlich auf Kosten des Ansehens seines Landes, das er zudem wirtschaftlich ruinierte.

Seine Politik hatte einen Namen: „Reunionspolitik“ nannte er den Versuch, Frankreich als ein großes Gallien auferstehen zu lassen. Frankreich in den Grenzen Galliens vor der Eroberung durch Caesar. Alle Erniedrigungen und Niederlagen der zurückliegenden 1.700 Jahre sollten getilgt werden, ausgelöscht, vergessen. Frankreich sollte endlich die Position in Europa einnehmen, die allein seiner würdig war, deren Grundlagen Caesar aber schon sehr früh zerstört hatte und die die Deutschen mit ihrer „heiligen Reichsidee“ tausend Jahre lang für sich in Anspruch und wahrgenommen hatten: die Position der herrschenden Vormacht in Europa, wie sie zuvor nur die Römer innegehabt hatten.

Sie nannten es Reunionspolitik, als hätte zwischen dem Rhein und der französischen Grenze im Elsass und in Lothringen und in der Pfalz, in Mainz und Trier und Köln seit hunderten von Jahren eine französische Exklave existiert, in der die Menschen die ganze Zeit sehnlichst darauf gewartet hätten, mit dem französischen Mutterland wiedervereint zu werden. Sie nannten „Wiedervereinigung“, was nichts anderes war als die brutale Eroberung von Landstrichen, in denen 1.700 Jahre lang nicht gallische Stämme, sondern deutsche relativ friedlich gelebt, gearbeitet, gesungen, gedichtet und Kinder gezeugt hatten und irgendwann gestorben und beerdigt worden waren. Um dem Landraub den Anschein eines legalen Anspruchs zu geben, hatte der Sonnenkönig Reunionskammern eingerichtet, die die angebliche historische Zugehörigkeit der linksrheinischen Gebiete zu Frankreich nachzuweisen hatten. Dieses Verfahren ähnelt in seiner Dürftigkeit und Dreistigkeit durchaus dem Versuch der Habsburger, Caesar zu ihrem

Urgroßvater und ihr Herzogtum zu einem Erzherzogtum zu machen. Dieses Verfahren des Sonnenkönigs war schon damals – und sogar in Frankreich – umstritten und hat vor der Geschichte ebenso wenig Bestand gehabt wie die Mogeleyen der Habsburger.

Mit der Einverleibung fremder Territorien begann Ludwig in Spanien. Dort wollte er aus seiner Ehe mit Maria Theresia, der Tochter des spanischen Königs Philipp IV., Kapital schlagen. Als Bedingung für einen Frieden nach einem vierundzwanzigjährigen Krieg Frankreichs gegen Spanien hatte der spanische König 1659 seine Tochter Maria Theresia mit dem Sonnenkönig verheiraten müssen. Böses ahnend hatte Philipp zur Bedingung gemacht, dass seine Tochter damit auf alle Erbansprüche nach seinem Tod verzichtete. Der Vater war 1665 kaum tot, als der Sonnenkönig eben diese Ansprüche erhob. Sie betrafen Teile der Spanischen Niederlande, also jene Teile im Süden der Niederlande, die katholisch geblieben waren, als die nördlichen zum Protestantismus übergetreten waren und sich 1579, als Protestantische Republik der Vereinigten Provinzen unter Wilhelm von Oranien, für von Spanien unabhängig erklärt hatten. Übrig geblieben waren damals jene niederländischen Provinzen, die heute im Wesentlichen Belgien und Luxemburg umfassen. Die wollte sich der Sonnenkönig einverleiben. Im Einzelnen waren das die Herzogtümer Brabant und Limburg Cambrai, die Markgrafschaft Antwerpen, die Herrschaft Mechelen, Gelderland, die Grafschaft Namur, Artois und Hennegau, ein Drittel der Freigrafschaft Burgund und ein Viertel des Herzogtums Luxemburg. Als Begründung für seine Forderung gab der Herrlichste aller Herrscher an, die Mitgift für Maria sei geringer gewesen als vereinbart und damit ihr Erbverzicht unwirksam.



*Ludwig XIV. im Krönungsornat (Porträt von Hyacinthe Rigaud, 1701)*¹

1667 erklärte er Spanien den Krieg. Den Habsburger Kaiser hatte er in Geheimverhandlungen ruhiggestellt mit dem Versprechen, nach einem Sieg Spanien zwischen

Frankreich und dem Habsburger Reich aufzuteilen. Das Reich sollte ganz Spanien, das Herzogtum Mailand und alle spanischen Kolonien erhalten, während Frankreich sich mit den Spanischen Niederlanden, der Franche-Comté, Navarra und dem Königreich Neapel-Sizilien begnügen wollte. Diese französische Bescheidenheit kennzeichnet auf der einen Seite die Intensität des französischen Wunsches, das Reich hier herauszuhalten, und auf der anderen die Einfalt des Habsburgers, das Angebot so eines Charakters ernst zu nehmen. Zwei Jahre dauerte der Krieg, in dessen Verlauf nahezu alle anderen Staaten von Rang in Geheimverhandlungen eines jeden gegen jeden eingebunden waren, bis 1668 in Aachen Frieden geschlossen wurde, in dem Spanien einige Gebiete an Frankreich abtreten musste. Von einer Aufteilung Spaniens und seiner Kolonien war nicht mehr die Rede. Der Krieg ging ursprünglich wahrheitsgemäß als erster Raubkrieg Ludwig des XIV. in die Geschichtsbücher ein. Heute heißt er politisch korrekt „Spanischer Erbfolgekrieg“.

Vier Jahre später marschierte Ludwig der Herrliche gegen die Vereinigten Niederlande, weil die im vorherigen Krieg zuerst gemeinsame Sache mit ihm gemacht hatten, da sie gerade in einen Krieg gegen England verstrickt gewesen waren und Ludwig ihnen die Aufteilung des katholischen Rests der Spanischen Niederlande angeboten hatte – wieder einmal. Dann aber hatten die Niederlande doch lieber einen schnellen Frieden mit England geschlossen und waren mit diesen und den Schweden gegen eine französische Vormacht in Europa angerannt. Das musste nun bestraft werden. Es entstand ein siebenjähriger Krieg von 1672 bis 1679 gegen die Niederlande, in dem sich letztlich auch England auf die Seite der Franzosen stellte, ebenso der Fürstbischof von Münster und der Erzbischof von Köln, die sich die Chance nicht entgehen lassen wollten, einem protestantischen Abtrünnigen eins auszuwischen. Gegen diese Übermacht konnten die Niederländer nicht bestehen.

Alleingelassen von aller Welt wussten sie sich keinen anderen Rat, als ihr Land zu fluten. Um eine vollständige Niederlage zu verhindern, öffnete der militärische Führer Wilhelm von Oranien Schleusen und Dämme und setzte das Land unter Wasser, um den Vormarsch der Franzosen zu stoppen. Die Bewohner wurden hinter die Wasserlinie evakuiert. Die Franzosen wandten sich anderen Zielen zu. Zur Unterstützung der Niederländer griffen schließlich Spanien und das Reich ein. Und weil auch Brandenburg den Holländern zu Hilfe eilte, wollte Schweden die Chance nicht ungenutzt lassen und marschierte in Abwesenheit der brandenburgischen Truppen in die nordöstliche Streusanddose des Reiches ein – aus der allerdings der brandenburgische Kurfürst Friedrich Wilhelm I. sie mit Unterstützung der Dänen wieder verjagte. Der Krieg des Sonnenkönigs, den er für sich entscheiden konnte und der ihm einige Zugewinne an Land brachte, fand als zweiter Raubkrieg Ludwig des XIV. Eingang in die Geschichtsbücher.

Weil aber der Appetit beim Essen kommt und nichts so erfolgreich macht wie der Erfolg, nutzte Ludwig XIV. die Ergebnisse der Reunionskommissionen zu weiterer Landnahme. Er besetzte – ohne auf militärischen Widerstand zu treffen – in den folgenden Jahren der Reihe nach große Teile des Elsass, Luxemburgs, der Pfalz und des heutigen Saarlandes und gliederte sie in den französischen Staat ein. Auch Gebiete, für die selbst die Reunionskammern eine historische Zugehörigkeit zu Frankreich nicht konstruieren konnten, wurden von ihm annektiert. Dazu gehörte auch die Stadt Straßburg. Die militärische Gegenwehr des Reiches war ausgeblieben, weil Kaiser und Reich seit 1664 in einen neuen Feldzug der Türken gegen das Reich verwickelt waren. Um dem Risiko eines Zweifrontenkrieges zu entgehen, bemühte man sich im Westen um Schadensbegrenzung. Die kaiserlichen Verhandlungsführer gestanden dem Sonnenkönig 1684 im „Regensburger Stillstand“ zu, nichts gegen seine bisherigen

Eingemeindungen zu unternehmen, wenn er sich mit dem begnügte, was er sich bereits genommen hatte. Damit hofften sie den Aderlass auf dieser Seite des Reiches zu stoppen und sich ganz der noch größeren Gefahr des Türkensturmes widmen zu können.

Den Türken war schon lange nichts Großes mehr gelungen. Seit der siegreichen Schlacht auf dem Amselfeld 1389, unter der die Serben heute noch heftig leiden, und seit der Eroberung Konstantinopels 1453, mit der die Türken die Reste eines alten Weltreiches zum Einsturz gebracht hatten, hatten sie nichts wirklich Weltbewegendes mehr zustande gebracht, wenn man mal von der Löschung Ungarns von der Landkarte 1526 absieht, das sie in ihr Imperium eingegliedert hatten. 1529 hatten sie kampflos von Wien abziehen müssen, weil ihnen die Verpflegung ausgegangen und der Winter zu kalt gewesen war. 1552 hatten sie die Österreicher besiegt, aber kaum Land gewonnen. Mal hier-, mal dorthin waren sie galoppiert, gegen die Serben und die Kroaten, gegen die Österreicher und gegen die Russen, mal gegen die Polen und dann wieder gegen die Ungarn. Kleinkram hatten sie eingesammelt, wie die Festung Neuhäusl, und teilweise auch wieder verloren. Unterwegs gewesen waren sie immer.

Auch Ahmed Köprülü der Großwesir war im April 1663 mit einigen zigtausend Mann losgezogen. Er hatte im August die Österreicher besiegt und Belgrad besetzt. Im Mai des darauffolgenden Jahres war er mit vierzigtausend Mann weitergezogen nach Mogersdorf zum entscheidenden Schlag gegen das christliche Abendland. Zunächst hatte es gut ausgesehen für Ahmed, aber dann hatten die kaiserlichen Truppen plötzlich Verstärkung aus Bayern, Schwaben, Niedersachsen, Westfalen und Franken erhalten. Und die hatten ihn in die Flucht geschlagen. Von seinen vierzigtausend Mann hatte der Großwesir zehntausend verloren, gegenüber zweitausend bei den Truppen des Reiches. Im August 1664 hatte er Frieden schließen müssen.

Schlimmer noch war es den Osmanen in Polen ergangen. In deren Riesenreich hatten die Kosaken in der polnisch dominierten Ukraine rebelliert und die Osmanen um Hilfe gebeten, damit Polen diese Gebiete an den Sultan abträte. Als den Polen das missfiel, hatte der Sultan 1672 gegen das Heer von Jan Sobieski losgeschlagen und sich im November 1673 eine katastrophale Niederlage eingefangen. Jan Sobieski war daraufhin zu Hause zum König Johann Sobieski III. von Polen gekürt worden.

Die Türken hatten dann eine Pause eingelegt in ihren Eroberungsplänen. Bis Sultan Mehmed IV. zehn Jahre später 1683 erneut eine Chance zur Attacke witterte, als er wieder einen Wink vom französischen König erhielt, dass es dem genehm wäre, wenn der Türke den Kaiser im Osten beschäftigen würde. Das ließ sich Mehmed nicht zweimal sagen. Im März 1683 brach er mit hundertfünfzigtausend Mann zu einem neuen Versuch der Eroberung des christlichen Abendlandes auf. Tatsächlich ging es nicht nur um die Existenz des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, sondern um die Existenz des Christentums und die der europäisch-abendländischen Kultur. Sogar den Papst ließ es von seinem Heiligen Stuhl hochschnellen. Er bewegte den Kaiser und den polnischen König zur Unterschrift eines Vertrages, in dem sich diese zum gemeinsamen Kampf gegen den Türkensturm verpflichteten. Ob er auch in Frankreich angefragt hat, ist nicht überliefert. Möglicherweise war ihm klar gewesen, was für eine Antwort er erhalten hätte. Österreich hatte sich bereit erklärt, alle Schulden Polens gegenüber den Schweden aus dem letzten polnisch-schwedischen Krieg zu übernehmen und auch die eigenen Forderungen gegen Polen zu streichen. Der Kaiser selbst war – als Habsburger – nicht so sehr der starke Krieger. Als die Türken unter ihrem Großwesir Kara Mustafa 1683 immer näher an Wien heranrückten, hatte Leopold I., der allerchristlichste Beschützer der Christenheit, sich mitsamt seiner Familie unter den staunenden Blicken der

Wiener Bevölkerung aus dem Staube gemacht, um sich in Passau in Sicherheit zu bringen, wo er am 17. Juli 1683 eintraf. Vermutlich hätte er dem Mustafa eher höchstpersönlich einen Heiratsantrag gemacht – obwohl er nicht schwul war –, als persönlich mit dem Schwert gegen ihn anzugehen. Darin unterschied er sich im Übrigen auch nicht vom Sonnenkönig, der seine Truppen immer mal wieder vorn an der Front besuchte, wobei er im Tross stets seine Frau und seine beiden Mätressen mitführte sowie den gesamten höfischen Komfort und einige Maler, damit die ihn in vorteilhafter Pose abbilden konnten. Die schönsten Posen dieses edlen Gewächses können wir heute noch in den Museen und Schlössern besichtigen. Zum Schwert gegriffen hat auch er nicht. Man muss sich erhalten für den Staat, wenn man selbst der Staat ist. Ein späterer preußischer König sollte da völlig anderer Ansicht sein. Aber der war da noch nicht zugegen.

Derweil hinterließen die Türken schon bei ihrem Anmarsch auf Wien eine breite Spur der Verwüstung; Städte waren niedergebrannt worden, 90% der jeweiligen Bevölkerung umgebracht. Als am 14. Juli 1683 die Nachricht von der Belagerung Wiens in Warschau bei König Jan Sobieski III. eintraf, hatte der sofort sein Kommen signalisiert, und auch die deutschen Stämme rüsteten sich zum Kampf. Am 23. Juli waren bayerische Hilfstruppen in einer Stärke von zehntausend Mann in Passau eingetroffen, wo sie von Ihro Gnaden Leopold I. willkommen geheißen wurden. Am 27. Juli hatte der Kaiser die Nachricht aus Warschau erhalten, dass Jan Sobieski III. nicht nur höchstpersönlich mit fünfzigtausend Mann zur Schlacht anrücken wolle, sondern auch sein Sohn Jakob Ludwig Heinrich mit dabei sein würde. Bis zum 20. August wollten sie vor Wien sein. Aus Sachsen waren zehntausend Mann unterwegs. Derweil war Kaiser Leopold I. in Passau an Durchfall erkrankt. Am 8. August war Prinz Eugen von Savoyen in Passau eingetroffen – ein in Paris geborener Prinz aus dem Hause Savoyen, den der

Sonnenkönig als Soldaten nicht hatte haben wollen, weil er ihm zu klein und auch ein wenig schief gewachsen schien. Der Habsburger konnte nicht so wählerisch sein. Bei seinem chronischen Mangel an Soldaten nahm er, was kam, also auch den Prinzen. Der wusste zu berichten, dass alle französischen Offiziere, die gegen die Türken hatten kämpfen wollen, eingesperrt worden waren. Am 12. August waren tausend Mann des Prinzen von Neuburg in Passau eingetroffen; am 21. August achttausend Franken.

Am 25. August machte sich dieses Entsatzheer in Richtung Wien auf den Weg. Der Kaiser selbst wagte sich zu Schiff vorerst mal bis Linz vor. Am 31. August traf König Sobieski III. mit dem lothringischen Herzog Karl V. zusammen, dem der Kaiser die Führung des kaiserlichen Heeres übertragen hatte. Nach einem Streit zwischen den beiden über die Frage, wer das Entsatzheer führen sollte, hatte der Papst entschieden: Sobieski führt. Der hatte diese Barbaren zehn Jahre zuvor immerhin schon einmal in die Flucht geschlagen. Das zählte. Am 7. September vereinigte sich die polnische Armee mit den Heeren aus Sachsen, Bayern, Franken, Schwaben, Baden, Oberhessen, Venedig und den kaiserlichen Truppen in Tulln, dreißig Kilometer vor Wien. Der Kaiser bewegte sich heldenhaft von Linz aus abermals mit dem Schiff bis Dürnstein, wo er nun doch erschreckend nah ans Geschehen herangerückt war. Mehr mochte er nicht riskieren.

Die Truppen schlichen sich durch den Wienerwald an den Ort der Schlacht heran. Der Tross mit der Verpflegung musste zurückgelassen werden, weil es im Wienerwald keine Wege gab. Auch die Artillerie musste zurück bleiben. Die Soldaten mussten zwei Tage ohne Verpflegung marschieren. Ein kühner Plan. Am 11. September stiegen die Truppen dann vom Kahlengebirge herab zum Ort der Schlacht am Kahlenberg. Am 12. September griff das Entsatzheer mit 60.000 Mann die Osmanen an. Die Schlacht verlief erfolgreich. Die Osmanen wurden in die Flucht

geschlagen, aber nicht weiter verfolgt, so dass sie sich bei Raab erneut sammeln konnten. Als der Kaiser vom Sieg erfuhr, begab er sich umgehend zu Schiff nach Klosterneuburg und von dort nach Wien, wo er sich feiern ließ.

Bei der anschließenden Verfolgung der türkischen Truppen zeichneten sich die polnischen Soldaten abermals durch außergewöhnliche, aber auch halsbrecherische Kühnheit aus, als sie am 7. Oktober gegen den Rat der deutschen Führer mit zweitausend Mann gegen eine Streitmacht von vierzigtausend Türken anrannten und vollständig aufgerieben wurden. Abermals gegen den Rat der Deutschen zog wenig später König Sobieski in aberwitziger Selbstüberschätzung nunmehr mit viertausend Mann gegen die Türken in die Schlacht, aus der aber auch er sich nur durch eine wilde Flucht zu den Deutschen retten konnte. Am 9. Oktober 1683 schließlich wurden die Türken gemeinsam mit den deutschen Truppen in der Schlacht bei Párkány fürs Erste endgültig besiegt. Und am 25. Dezember ließ der türkische Sultan den Großwesir Kara Mustafa für diesen Schmach erdrosseln. Aber die Türkenkriege waren damit nicht vorüber. Es gab weitere Schlachten an anderen Orten mit anderen Teilnehmern und unter anderen Führern. 1686 schloss Russland sich dem Krieg gegen das Osmanische Reich an. Prinz Eugen besiegte im August 1687 in der Schlacht bei Mohács die Türken noch einmal und befreite damit Ungarn, das 161 Jahre lang von der Landkarte verschwunden gewesen war. Im Jahr darauf befreiten die Truppen des Reiches unter dem Jubel der Bevölkerung Belgrad von den Türken und das heutige Sofia und Pristina.

Die Erfolge des Reiches im Osten setzten den französischen König im Westen unter Zeitdruck. Er musste handeln, solange im Osten noch gekämpft wurde. Zwanzig Tage nach der Befreiung Belgrads brach er den „Regensburger Stillstand“ von 1684, marschierte 1688 ins Rheinland ein und eröffnete damit den Krieg in der Pfalz. Er

hatte sich mit dem begnügen sollen, was er bis dahin hatte – welch eine Farce. Kein Herrscher dieses Charakters verfügt über die Fähigkeit, sich zu begnügen. Warum sollte er auch? Er hatte während der zurückliegenden Jahre gute Erfahrungen mit Lug und Betrug beim Raub von Ländereien gemacht. Kein Grund, an dieser Strategie etwas zu ändern. Also marschierte er in die Pfalz ein. Ihm war die Idee gekommen, dass er neben seiner eigenen spanischen Ehe auch in der Ehe seines Bruders mit der Tochter des Kurfürsten aus der Pfalz über einen Hebel für einen Landraub verfügte. Er kehrte einen Verbrüderungsversuch des Kurfürsten Karl I. Ludwig von der Pfalz in sein Gegenteil um. Der Kurfürst hatte seine Tochter Elisabeth Charlotte (Liselotte von der Pfalz) mit dem Bruder des Sonnenkönigs verheiratet in der Hoffnung, das politische Verhältnis zu Frankreich zu verbessern. Der Sonnenkönig, der an sein Motto „Der Staat bin ich“ selber glaubte, hatte aber kein Interesse an einem besseren Verhältnis zu irgendjemandem, schon gar nicht zum Nachbarn auf der anderen Rheinseite, dessen linksrheinische Gebiete er ihm abjagen wollte. Es war die Rheingrenze und immer wieder die Rheingrenze. „Immer daran denken, nie davon reden“ blieb das Credo französischer Politik, das zur Obsession geworden war, von der Golo Mann später schrieb:

„Die Franzosen haben zuerst die Tatsachen der Geschichte mit den Tatsachen der Natur verwechselt und in den 1790-er Jahren von den natürlichen Grenzen ihrer Republik zu reden angefangen; es kam ihnen teuer zu stehen.“²

Wie im spanischen Fall nach dem Tod seines Schwiegervaters beanspruchte der Franzose auch jetzt, nach dem Tod des Kurfürsten, entgegen allen zuvor geschlossenen Verträgen die Kurpfalz als Erbe für sich, und als er sie freiwillig nicht erhielt, überzog er das Land 1688 – vierzig Jahre nach Ende des Dreißigjährigen Krieges und mitten im Krieg des Reiches gegen die Türken – mit einem

Krieg, der verharmlosend als pfälzischer Erbfolgekrieg bezeichnet wird und doch in Wahrheit ein wirklicher Raubkrieg war, der neun Jahre dauern sollte und nach Aussagen heutiger Historiker von Frankreich mit einer in der Kriegsgeschichte der Neuzeit bis dahin beispiellosen Brutalität geführt wurde – um eine Erbschaft, die ihm nach keinem Recht der Welt zustand. „Macht die Pfalz zur Wüste“, hatte er seinen Heerführern gesagt, und die taten, was sie konnten. Die Historie berichtet von bestialischen Taten gegenüber der Bevölkerung, ohne dass ein deutscher Soldat dem gegenübergestanden hätte. Nun mussten das Reich und der Kaiser handeln. Der Krieg gegen die Türken war soeben abgeschlossen, da zog die Reichsarmee 1689 mit hunderttausend Mann in den Krieg gegen den Sonnenkönig, der sich aber einer offenen Feldschlacht entzog und stattdessen neun Jahre lang mit ständigen Truppenbewegungen zwischen Köln, Koblenz, Mainz, Heidelberg, Mannheim und Schwaben hin und her zog und überall eine breite Spur der Verwüstung hinterließ, während die kaiserlichen Truppen hinterher eilten, um die Städte vor der Zerstörung zu schützen, letztlich erfolglos. Alle Burgen am Rhein, ungezählte Dörfer, Städte und Schlösser der Kurpfalz wurden zum Teil mehrfach von den französischen Truppen überfallen, geplündert und zerstört. Selbst vor Heiligtümern wie dem Kaiserdom in Speyer machten sie nicht halt. Sie zerstörten ihn, wie auch das Heidelberger Schloss sowie die Stadt Worms, die damals gar nicht zur Pfalz gehörte, aber doch ein prächtiges Opfer abgab und noch heute darunter leidet, dass sie über keine Altstadt mehr verfügt. Dennoch musste er, als 1697 in Rijswijk Frieden geschlossen wurde, alle besetzten Gebiete bis auf das Elsass und Lothringen wieder räumen. Die Kurpfalz, Luxemburg und die Gebiete im Saarland blieben beim Reich.

Die Verlagerung der kaiserlichen Truppen an die Westfront hatten die Türken derweil genutzt, um 1690 Belgrad zurückzuerobern. Auch Prinz Eugen, der Held aus den

Türkenschlachten, hatte im Westen für das Reich gegen jenen Landsmann gefochten, der ihn als Soldaten nicht hatte haben wollen. Im Osten hatten derweil seit 1691 andere Heerführer wie Maximilian I. von Bayern und Ludwig Wilhelm I. von Baden („Türkenlouis“) gegen die Türken gekämpft und sie in mehreren Schlachten besiegt. 1697 – als der Krieg gegen Frankreich beendet war – kehrte Prinz Eugen an die Türkenfront zurück und fügte diesen im selben Jahr bei Zenta abermals eine vernichtende Niederlage zu, die 1699 zum Frieden von Karlowitz zwischen dem Reich, Polen und Venedig einerseits und den Türken andererseits führte. Österreich gewann Ungarn, Siebenbürgen und Slawonien und war seither europäische Großmacht – oder war es nicht doch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dessen kaiserliche Armee aus deutschen Soldaten bestanden hatte? War es wirklich nur dieses relativ kleine südöstliche Randterritorium des Reiches, nur Österreich, nur die Habsburger gar, die die Eroberungen als Erbland ins Privateigentum einstecken konnten und zur Großmacht wurden? Und wenn ja, warum?

An der Westfront dauerte der Frieden nur drei Jahre, dann zog Frankreich 1701 erneut in den Krieg gegen das Reich. Diesmal ging es in der spanischen Erbfolge um die Nachfolge des kinderlosen Karl II., des letzten spanischen Habsburgers auf dem Thron in Spanien. Offensichtlich fühlte Frankreich sich noch immer von den Habsburgern umzingelt. Noch immer hatte der französische Herrscher offensichtlich eine sehr viel höhere Meinung von Macht und Möglichkeiten der Habsburger, als diese selbst von sich hatten. Das Ergebnis des Dreißigjährigen Krieges hätte eigentlich ausreichen sollen, um Einkreisungsängste dieser Art nicht mehr aufkommen zu lassen. Vielleicht war aber auch dieses Mal wieder die Obsession vom Rhein als Grenze Grund für den erneuten Marsch gegen das Reich. Die österreichischen Habsburger verbündeten sich mit England und gründeten die „Haager Große Allianz“ gegen Frankreich

und dessen Verbündete. Bayern focht zunächst auf Seiten des Kaisers, wechselte allerdings mitten im Krieg die Fronten zu den Franzosen. Wie schon im Dreißigjährigen Krieg gab es Allianzen kreuz und quer durch das Reich. Und wieder war der Kaiser in Not. Wieder einmal brauchte er dringend Soldaten.

Da traf es sich gut, dass er zur Unterstützung achttausend Mann aus einem deutschen Land erhielt, das es noch gar nicht lange gab, das auch nicht zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehörte, aber dennoch deutsch war, das war Preußen – ein außerhalb des Reichsgebietes liegendes Stückchen Land, das wie eine Insel im polnischen Umfeld lag und vom Kurfürsten von Brandenburg in Personalunion mitregiert wurde. Dieses Preußen vertrat in diesem Krieg gegen Frankreich keine eigenen Interessen, sondern stellte nur Soldaten. Und die fielen bei der Eroberung der als uneinnehmbar geltenden Festung Geldern durch außerordentliche Tüchtigkeit auf. Dreizehn Jahre schlug man sich. Einen eindeutigen Sieger gab es auch hier nicht, aber Frankreich durfte anschließend einen Bourbonen auf den spanischen Thron setzen, und da sitzen sie heute noch. Geschichtlich betrachtet war diese Entscheidung unbedeutend, verglichen mit dem Auftauchen von Preußen am europäischen Horizont. Aus dieser hintersten, nordöstlichsten Ecke außerhalb des Reiches hatte sich ein Staat auf dem Spielbrett der Nationen gemeldet, dem es in den nächsten zweihundert Jahren gelingen sollte, den Deutschen das zu geben, was alle anderen europäischen Nachbarländer längst hatten: einen König, der weder von der Gnade des Papstes in Rom noch von der seiner Statthalter in Köln, Mainz und Trier abhing und auch nicht vom Kaiser in Wien oder den Kurfürsten. Ein König, der König war aus eigenem Machtpotenzial und ein Haus repräsentierte, das eine extrem andere Ethik und Grundeinstellung zum Wesen des Herrschens hatte als das Haus Habsburg. Von Anfang an waren die Hohenzollern in

ihrem Regierungshandeln von praktischer Vernunft geprägt, von rationalen Zielen mit einer deutlichen ökonomischen Ausrichtung und getragen von einer Moral, die sich am Menschenbild ausrichtete und gewiss nicht an einem Haus, das von Jerusalem auf den Flügeln von Engeln ins italienische Loreto getragen worden sein soll. Wo war dieser Staat, den es im ganzen Mittelalter nicht gegeben hatte, so plötzlich hergekommen?

1 *Wikipedia*, Stichwort „Ludwig XIV.“.

2 Golo Mann, *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1969, S. 23.

Ein christlicher Orden als Keimzelle Preußens

In ihren tiefsten Wurzeln geht die Gründung Preußens auf die Kreuzzüge zurück. In Palästina zur Zeit der Kreuzzüge gründeten Bremer und Lübecker Kaufleute eine Spitalbrüderschaft, die Pilger und Kreuzfahrer medizinisch versorgte. Sie nannten sie „Orden der Brüder vom Deutschen Haus St. Mariens in Jerusalem“, auch „Deutscher Orden“ genannt. 1198 wurde diese Spitalbrüderschaft zu einem Ritterorden, der die zu den heiligen Stätten pilgernden deutschen Christen schützen sollte.³ Diese Ritter wurden nach dem Motto „Helfen, heilen, wehren“ tätig und waren bald für ihre Disziplin, ihre Opferbereitschaft und ihr Pflichtbewusstsein berühmt. Der polnische Herzog Konrad versuchte in dieser Zeit vergeblich, die baltischen Pruzen zu christianisieren. Er bat 1225 den deutschen Orden um Hilfe. Die Hilfe sollte zeitlich begrenzt sein. Sie war erfolgreich, fand dann aber kein Ende mehr.

Der Orden suchte ohnehin nach einem Land, in dem er sich dauerhaft etablieren konnte. Der heidnische Nordosten Europas erschien ihm vielversprechend. Der polnische Herzog schenkte ihnen schließlich 1230 im Vertrag von Kruschwitz das Kulmer Land jenseits der Weichsel „auf ewig“, und Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, der ohnehin lieber in Sizilien weilte und nur seltene Gastrollen in Deutschland gab, entschied, dass der Deutsche Orden alle Eroberungen behalten durfte. Christianisierungen waren in diesen Zeiten Gottesdienst, durch den auch Sünden vergeben wurden, und so gab auch der Papst seinen Segen

zur Arbeit des Ordens. 997 hatten die heidnischen Pruzen den heiligen Adalbert von Prag bei einem Missionierungsversuch erschlagen. Deshalb konnte der Papst nun das Land des Ordens zum Kreuzzugsgebiet erklären.

Den christianisierten Ureinwohnern, den Pruzen, wurde 1249 im Vertrag von Christburg Gleichberechtigung zugesichert, dennoch scheint ihnen die Glaubensbekehrung nicht bekommen zu sein. 1283, fünfzig Jahre nach Beginn war der Kreuzzug beendet, und die Zahl der Pruzen hatte sich von 170.000 auf 90.000 halbiert, obwohl die Bekehrung mit dem Schwert offiziell verboten war. Es wird auch nicht die Preisgabe der vorher bei den Pruzen üblichen Vielweiberei gewesen sein, die mit dem Übergang zum christlichen Glauben den Bevölkerungseinbruch verursacht hatte. Immerhin gibt es Berichte von blutigen Schlachten zwischen den neuen Herren und den Pruzen. Und es gab subtile Druckmittel, um der Frömmigkeit auf die Sprünge zu helfen. Mitten im Kreuzzug ordnete der Papst 1249 an, dass alle Pruzen, die sich nicht innerhalb eines Monats taufen ließen, allen Besitz verlören und das Land verlassen müssten. Viele wanderten nach Litauen aus. Auch der Wohlstand ging an ihnen vorbei. Für sie blieben die niederen Arbeiten. Sie verloren ihre Freiheit und schließlich auch ihre eigene Sprache.

Die Ritter des Deutschen Ordens kamen aus allen Teilen Europas und taten das, was sie auch in Palästina zu ihrem Schutz getan hatten: Sie errichteten Ordensburgen im christianisierten Land, zunächst provisorische aus Holz, wenige Jahre später begannen sie mit dem Bau der Marienburg. Sie wurde später zum Ordenssitz, das eroberte Land ein selbständiger Staat in der Hand des Ordens, geführt vom Hochmeister, der als Landesherr auf Lebenszeit vom Generalkapitel des Ordens gewählt worden war, womit hier ähnliche Grundstrukturen einer demokratischen Verfassung realisiert wurden wie auch im Heiligen Reich der

Deutschen. Königsberg, die spätere Hauptstadt des Ordensstaates, erhielt ihren Namen nach dem böhmischen König Ottokar II., der genauso an den Kreuzzügen in Pruzzen teilgenommen hatte wie auch polnische Adelige. Wie die Römer – 1.200 Jahre zuvor und ein paar hundert Kilometer weiter westlich an der Nordseeküste –, so eroberten die Ritter jetzt das Land von der Küste der Ostsee her. Dort und in ihrer Nähe gründeten sie im Laufe der nächsten Jahre und Jahrzehnte insgesamt über hundert Städte und 120 Ordensburgen. Das eroberte Land wurde von Siedlern aus Deutschland, aber auch aus Polen und Litauen in Besitz genommen. In langen Trecks kamen sie aus ihren Heimatländern, um – wie ein paar Jahrhunderte später die Siedler in Amerika – ihr Glück in der Ferne eines neuen Landes zu suchen. In einer Zeit, als die Bevölkerungsdichte in Europa nur einen Bruchteil der heutigen ausmachte, die Menschen früh starben und das Volk als arbeitender Produktionsfaktor von außergewöhnlich großer strategischer Bedeutung war, gehörte es zu den normalen Vorgängen, dass regionale Herrscher die Menschen aus benachbarten Ländern zur Besiedlung ihres Landes aufriefen.

Das war auch in Polen schon sehr früh geschehen, wo Herzog Boleslaus I. bereits im Jahre 1175 in der Stiftungsurkunde für das Kloster Leubus angeordnet hatte, dass alle Deutschen, die künftig die Güter des Klosters bebauen würden, für immer vom polnischen Recht befreit sein sollten. Das Typische an der deutschen Ostkolonisation bestand darin, dass die Landstriche – auch dort, wo sie im Zuge der Christianisierung zuvor militärisch erobert worden waren – danach von deutschen Bauern, Handwerkern und Kaufleuten unter den Pflug genommen und bearbeitet wurden. Es war insofern keine Ausbeutung einer unterworfenen Bevölkerung. Auch der ungarische König hatte schon im 12. Jahrhundert deutsche Bauern und Handwerker nach Siebenbürgen gerufen. In Pommern hatten Herzog Barnim I. und in Schlesien Herzog Heinrich I.

dasselbe getan. Es war die Zeit der Mongolenstürme gewesen, die mit großer Grausamkeit und Wildheit die Bevölkerung Europas, aber auch Vorderasiens tyrannisiert, ausgeraubt, ermordet und versklavt und ganze Landstriche entvölkert hatten. Sie waren gekommen und verschwunden und kamen erneut, ohne dass jemand ein Rezept gegen sie hatte. Die Aufrufe zur Besiedlung ergingen an alle siedlungswilligen Menschen in Europa. Es kamen Flamen, Dänen, Romanen und auch Slawen, meistens aber Deutsche. Die dabei entstandenen Dörfer und Städte haben ihren deutschen Charakter auch bei wechselnden Herrschern erhalten.

Und wie später in Amerika waren auch die Siedler damals im neuen Land an der Ostsee wirtschaftlich außergewöhnlich erfolgreich. Die Hochmeister als Führer des Ordens hatten die Ordnung ihres militärischen Denkens auf die Organisation des Landes und seiner Verwaltung übertragen, was dem Land in dieser Pionierphase ganz offensichtlich gut bekommen war. Der Ordensstaat hatte nicht nur eine eigene Währung, sondern auch einheitliche Normen für Maße und Gewichte. Der Handel blühte. Man verkaufte Getreide, Gemüse und Holz in alle europäischen Länder bis nach England und Bernstein bis in den Orient. Die Modernität des Ordensstaates wurde damals im Reich bestenfalls von Nürnberg erreicht. Man brauchte auch einen Vergleich mit den prosperierenden Städten Norditaliens nicht zu scheuen. Der Wohlstand des Ordensstaates des Deutschen Ritterordens sprach sich im übrigen Europa herum. Verwaltung und Geldwirtschaft wurden zum Vorbild für andere Staaten. Der Aufsteiger wurde bewundert, und man hatte ihn gern zum Freunde.

Wohlstand gibt Kraft. Kraft dehnt sich. 1308 eroberten die Ritter das zu Polen gehörende Herzogtum Pomerellen und die Stadt Danzig, ein Landstreifen, der sich westlich an das bisherige preußische Gebiet angliederte. Zur Zeit von Tacitus war es von Goten besiedelt gewesen, nach deren

Aufbruch zur Völkerwanderung waren slawische Stämme eingewandert, dann Polaner, Wikinger, Dänen und schließlich die baltischen Pruzzen. Der Ordensstaat wuchs weiter mit der Eroberung von Estland und Gotland. Jetzt war das beherrschte Land so groß, dass der Orden 1309 beschloss, seinen Hauptsitz von Venedig auf die Marienburg zu verlagern. Sie wurde ausgebaut – zu einer der prächtigsten Residenzen Europas, die einen Vergleich mit der spanischen Alhambra in Granada nicht zu scheuen brauchte.

³ Klaus Wiegrefe, „Gottesreich an der Ostsee“, S. 39ff., in: Stephan Burgdorff et al. (Hrsg.), *Preußen. Die unbekannte Großmacht*, Goldmann, München, 2009.

Die Hanse - erste nichtstaatliche Organisation und Großmacht

Der Ordensstaat zog weitere wirtschaftliche Vorteile aus seiner Mitgliedschaft in der Deutschen Hanse. Diese hatte sich als Vereinigung von handeltreibenden niederdeutschen Kaufleuten gegründet und später zu einem Städtebund erweitert. In ihr war der Ritterorden als einziges nichtstädtisches Gremium vollgültiges Mitglied. Ihr Kern umfasste schließlich 72 Städte mit 130 weiteren assoziierten Kommunen, die die Region von Flandern über ganz Norddeutschland, die gesamte Ostseeküste entlang bis hinauf in den Finnischen Meerbusen umfasste. Der Handelsweg über die Ostsee hatte an Bedeutung gewonnen, als auf der Handelsroute von Nowgorod nach Brügge der Weg von Russland zum Schwarzen Meer durch Mongolen und Tartaren gestört war. Deshalb hatten deutsche Kaufleute Mitte des 12. Jahrhunderts in Lübeck die „Gemeinschaft der deutschen Gotlandfahrer“ gegründet. Ihr Anliegen war zunächst, die rechtliche Gleichberechtigung der Lübecker mit den gotländischen Kaufleuten zu erreichen. Dieses Ziel war 1161 im Altenburger Privileg erreicht worden. In der Zeit des Interregnums, als die kaiserliche Macht der Staufer zu Ende gegangen war und es über Jahre hinweg keinen Kaiser gab, war aus der Kaufmanns-Hanse die Städte-Hanse geworden, weil die Kommunen eher für die Sicherheit der Kaufleute sorgen konnten.

Die Mitgliedschaft des Deutschen Ritterordens in der Hanse war eine bedenkenswerte Allianz. Die deutsche Hanse als erste nichtstaatliche Organisation privater Kaufleute aus vielen Ländern rund um die Ostsee hatte sich zu ihrem Schutz mit der ebenfalls nichtstaatlichen Organisation des deutschen Ritterordens zusammengefunden und wuchs so in den Jahren 1350 bis 1400 zu einer nordeuropäischen Großmacht heran, über die Grenzen der seit langem in Staaten organisierten Nachbarländer wie Dänemark, Schweden, Norwegen, Polen und Russland hinweg, ohne einem dieser Länder einen Schaden zuzufügen – im Gegenteil. Jedes dieser Länder kam in den Genuss der Vorteile der Handelsorganisation. Es war eine friedliche Vereinigung im Interesse eines länderübergreifenden Handels. Aber diese Idee war besonders jenen Herrschern fremd, deren Länder sich schon früh staatlich organisiert hatten. So führte Dänemarks 1361 den ersten Krieg gegen die Hanse, um deren Rechte einzuschränken. Die Hanse ging ein Kriegsbündnis mit Schweden und Norwegen ein und gewann diesen Krieg wie auch den von 1420 bis 1435 ebenfalls gegen Dänemark.

1356 hielt die Hanse ihren ersten Hansetag ab, auf dem Themen von gemeinsamem Interesse besprochen und entschieden wurden. Dabei war es erforderlich, dass diese Themen solange diskutiert wurden, bis die Kaufleute aus allen vertretenen Ländern sich zu einer gemeinsamen EntschlieÙung durchgerungen hatten. Das war unumgänglich, weil die Hanse selbst keine Exekutivfunktion hatte, sondern auf die Akzeptanz ihrer EntschlieÙungen in den jeweiligen Heimatländern angewiesen war. Mögliche Einwendungen der auswärtigen Regierungen mussten folglich auf den Hansetagen vorweggenommen, angesprochen und möglichst ausgeräumt werden. Ein Prozedere, das uns heute aus Brüssel vertraut erscheint. Zudem erscheint es als bemerkenswerter Zufall, dass die deutschen Fürsten im selben Jahr, 1356, mit der Goldenen

Bulle so etwas wie ein deutsches Grundgesetz schufen, um das Prozedere der Wahl des deutschen Königs und Kaisers festzulegen. Dabei banden sie sich im Verhältnis vier zu drei an den Papst in Rom und seine ebenfalls länderübergreifenden, aber wenig konkret definierbaren Interessen zum Wohle der Menschen im Jenseits, während gleichzeitig im wenig beachteten Norden Deutschlands die Kaufleute daran gegangen waren, eindeutig definierte kaufmännische Interessen ebenfalls länderübergreifend, aber zum diesseitigen Wohl der Menschen zu organisieren. Es scheint, dass die Idee des Länderübergreifenden seit jeher ein Merkmal in der Organisation deutscher Staatlichkeit war – viel mehr als die Konzentration auf das nationale Interesse im Zentrum einer nationalen Machtbasis.

Die Entdeckung Amerikas 1492 veränderte die Welt – nicht nur die der Hanse, sondern auch die der florierenden reichen Städte im Süden des Landes, wie Augsburg, Ulm und Nürnberg. Ihnen allen erwuchs mit den neuen Handelswegen über den Atlantik eine Herausforderung, die eine Verlagerung ihres Tätigkeitsschwerpunktes erfordert hätte. Es war Spanien, das die Gründung einer Hanseatisch-Spanischen Compagnie vorschlug. Dies hätte ein Weg sein können, um die erste nichtstaatliche, überaus erfolgreiche Organisation der Hanse in die neue Zeit hinüberzuretten. Das scheiterte am krankhaft hochentwickelten Machtsensorium des Erzhauses in Wien, das wohl sofort gespürt hatte, dass der dauerhafte familiäre Machterhalt einfacher sein würde, wenn er sich auf die altbekannten, schwammigen und nicht definierten jenseitigen Kriterien des Glaubens stützte, deren Konkretisierung in der Hand des Heiligen Stuhls lag – mit dem man sich jederzeit arrangieren konnte –, als wenn er von zahlenmäßig messbaren Größen kaufmännischen Erfolges abhinge. Die römischen Statthalter in Köln, Mainz und Trier konnten an solch weltlichen Dingen wie Handel und diesseitigem Wohlergehen der Menschen,

das nur vom allein wichtigen Jenseitigen ablenkte, ohnehin kein Interesse haben. Die übrigen vier Kurfürsten waren zur Zeit der Entdeckung Amerikas wohl einfach zu weit weg von allem, und Preußen befand sich zu diesem Zeitpunkt noch in statu nascendi. So sagte der Kaiser Nein zur Idee einer Hanseatisch-Spanischen Compagnie.

Als dann der Dreißigjährige Krieg kam, der ja im Kern nichts anderes war als der bis zum Äußersten hochgepeitschte Kampf der Habsburger um ihre Macht, da besiegelte dieser Krieg und der Westfälische Frieden 1648 auch das Ende der Hanse. 1669 gab es einen letzten Hansetag in Lübeck. Was später noch nachkam in den norddeutschen Hansestädten, war nurmehr ein zur schönen Gewohnheit gewordenes Ritual einiger alter Kaufmannsfamilien, das dem menschlichen Bedürfnis nach Tradition entsprang; ein würdevoll zelebriertes Theater, dessen Regeln einigen Kaufleuten auch als Ersatz fürs Religiöse gedient haben mag. Der vom Haus Habsburg entfachte Dreißigjährige Krieg hatte 1648 folglich nicht nur im Religiösen, sondern auch im sehr handfesten kaufmännischen Bereich den Aufbruch in eine neue Zeit verhindert, in der sich die Internationalität der handeltreibenden Völker auf einer rationalen Grundlage hätte entfalten können. Was folgte, waren dreihundert verlorene Jahre und Hekatomben von Blut, bis endlich 1957 mit den Römischen Verträgen zur EWG erneut Schritte in Richtung einer neuen Hanse getan wurden.